



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wer den Priester ehrt, ehrt Gott und wer den Priester verachtet, den
verachtet Gott.

Doctor Carter nach Richmond gesandt. Dieser Herr ist der Einzige, der mir Recht gibt, daß ich Dir erlaube, eine Kapelle auf meinem Grund und Boden zu bauen, damit die Schwarzen Unterricht in der römisch-katholischen Lehre erhalten können. Daß diese Broschüre von Dir stammt, ist ersichtlich aus Deiner Handschrift, denn hier steht ja: „Einsiedler-Mission“. „Wenn dem so ist“, antwortete ich, „glaube ich, daß diese Broschüre mir gehört, denn ich hatte eine solche im Bü-

und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege.“ Ich glaube, daß Mr. N. jetzt den Weg zur wahren Kirche finden wird. Acht Tage nach dem ersten Gottesdienst in der neuen Kapelle St. Kassian schrieb mir Mr. N. unter anderm: Der vergangene Sonntag, an dem ich dem römisch-katholischen Gottesdienst in der neuen Kapelle beiwohnte, wird mir im Gedächtnis bleiben bis zum letzten Tage meines Lebens. Dieser



Jübrich. Christus beruhigt das stürmische Meer.

cherschrank, aber wie diese Schrift hieher zu Dir gekommen ist, ist mir ein Rätsel. Bestimmt weiß ich, daß ich diese Broschüre niemals absichtlich bei Dir gelassen habe, weil Du ja dem schwarzen Katechisten schon einmal jagtest, als er Dir ein anderes Buch bringen wollte; Du würdest solche Bücher nicht lesen. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich diese Broschüre je einmal eingesteckt habe und damit ausgegangen wäre. Mir ist das Ganze ein Rätsel.“ Mr. N. war mit meiner Auslage zufrieden und wir sprachen von anderen Dingen.

Beim Heimweg aber übermannte mich eine ehrfurchtsvolle Bewunderung über die Wege der göttlichen Vorsehung. Ich mußte an den Römerbrief denken, wo St. Paulus schreibt: „O Tiefe des Reichthums

Sonntag gab uns allen eine heilsame Lehre, den Schwarzen, wie auch mir, und ich darf es nicht unterlassen, den guten Eindruck dieses Tages auf mich einwirken zu lassen.“ Gebe Gott, daß der Herr ihn recht bald hinführen wolle in den Schoß seiner hl. Kirche.

Wer den Priester ehrt, ehrt Gott und wer den Priester verachtet, den verachtet Gott.

Von P. Nikolaus Scheb, R. M. M.

„Wer den Priester ehrt, den ehrt Gott und wer den Priester verachtet, den verachtet Gott.“ Ganz unwillkürlich mußte ich an diesen Ausspruch denken, als ich vor meiner Abreise von Mariannhill noch einmal das Totenbuch des letzten Jahres durchlas. Zwei Na-

men standen da ganz nahe beisammen. Sie hießen Agatha M. und Johannes M. Beiden Toten schaute ich noch in das gebrochene Auge, bevor man sie hinabjunkte in das Grab, allerdings mit ganz verschiedenen Gefühlen.

Johannes M. war ein junger Mann, er stand Anfangs der Vierziger. Die hl. Taufe hatte er schon lange empfangen und lebte auf unserer Farm. Leider gab er sich mit schlimmen Genossen ab, die ihn der hl. Religion immer mehr entfremdeten. Ein langer Aufenthalt in Johannsburg, wo so viel schlechtes Volk aus aller Welt zusammenströmt, hatte natürlich noch einen schlimmeren Einfluß auf ihn ausgeübt. Sonst brachten die Männer aus Johannsburg immer Geld für ihre Familien mit nach Hause; unser Johannes aber

Wie überall auf unseren Missionsstationen, so kommt auch in Mariannhill alles, was bedrückt und beschwert ist, zu seinem Missionar, „dem Baba“, dem guten Vater und bittet um Rat. Die Einen bringen Gewissenssachen verschiedenster Art, andere wollen hl. Messen bestellen, ein Lehrer bittet um Anstellung, ein anderer meldet sich für den Kommunionunterricht, ein Mädchen meldet einen Kranken, ein Brautpaar stellt sich vor und bittet, die Hochzeitsachen bald zu regeln. Dann kommen auch minder angenehme Sachen: Ein Vater schleppt einen Knaben herbei, der sein Mädchen nicht in Ruhe lassen will; verschämt klagt eine Frau, man behandle sie so schlecht und gebe ihr nichts zu essen und kleiden (Johannes!). Schließlich werden auch wirkliche Streitigkeiten vor dem Baba ausgefocht-



Mädchenhule in Mariathal.

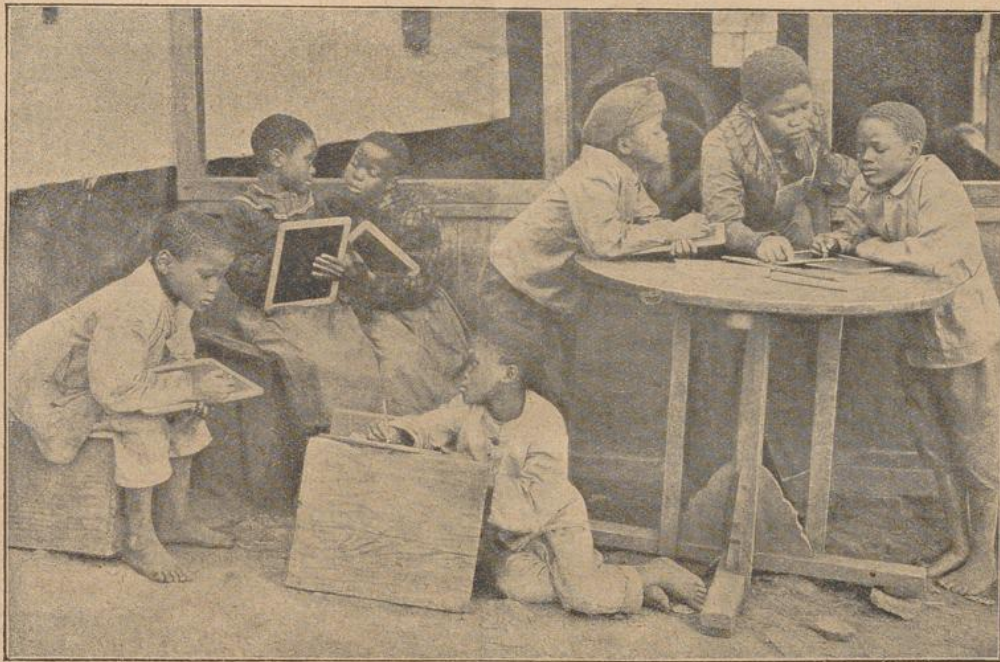
nicht. Das war schon ein schlechtes Zeichen. Geld kann man in Johannsburg viel verdienen, aber man muß den Trinkbuden, den Laster- und Spielhöhlen aus dem Wege gehen. Schon bald nach seiner Rückkehr bemerkte man an Johannes, daß er viel schlechter geworden war und eine gottlose Gesinnung angenommen hatte. Einen Priester brauchte er nicht mehr, in die Kirche ging er nicht mehr. Daß man von ihm verlangte, er solle seine Schulden zahlen und den Landpacht entrichten, betrachtete er als eine Bedrückung. Ja, allmählich faßte er einen direkten Haß gegen die Missionare und ging so weit, seinen Seelsorger bei Gericht zu verklagen. Seine Klagen lauteten: Die Missionare mischen sich in die Sachen der Regierung, umgehen die staatlichen Behörden und halten selbst Gericht im eigenen Hause. Das waren höchst gefährliche Anklagen; dreifach schwer für einen Deutschen im englischen Gebiet während des großen Krieges. Doch der Magistrat von Pinetown kennt die Missionare von Mariannhill gar wohl und gelegentlich eines Besuches erkundigte er sich, wie diese Sachen sich eigentlich verhielten.

ten. Der Baba ist der Friedensstifter und meistens verlassen die hadernden Parteien geeint und friedlich das Missionshaus. Ist das ein Verbrechen, daß der Missionar vermeiden will, daß seine Christen wegen jeder Kleinigkeit sich beim Gericht verklagen und so Streitigkeiten und Feindschaften nur vergrößern? Gewiß nicht. Als der Magistrat das alles hörte, freute er sich und sagte: „Das ist nur Zeitersparnis für mich und Segen für die Leute“, und lachend fügte er bei: „Die Sache ist beendet“.

Eben kam Vater Superior von der Klosterpforte, wo die Verhandlung mit dem Beamten stattfand. Ein schwarzer Bote übergab ihm einen Brief. „Wohl ein Krankenruf“, meinte P. Cyprian, als er das Rouvert erbrach. „Da sehen Sie“, seufzte er, „schon wieder Inhanganga; erst letzten Sonntag war doch Gottesdienst dort oben und niemand meldet uns einen Kranken. Auf morgen habe ich zwei Ehepaaren die Hochzeit versprochen und Sie — dabei schaut er mich prüfend an — haben sicherlich noch genug von gestern; es war eine gewaltige Tour.“ „Ja, wer ist denn so schwer krank?“ fragte ich. „Die Agathe von Madof-

wane liegt in den letzten Zügen“, heißt es hier. „Aber Sie wissen ja, wenn es so mancher dieser Weiber ein wenig übel wird, dann meinen sie gleich, es sei schon zum Sterben. Man wird wieder umsonst hinreiten, wie auch das letzte Mal. Am nächsten Sonntag ist Gottesdienst in Bothashill, von da aus können Sie dann hinüberreiten.“ „Wenn sie da noch lebt“, ergänzte ich. Betroffen schauten wir einander an, fragend und doch unentschlossen. „Gehen Sie in Gottes Namen“, meinte nun P. Superior, „sicher ist sicher. Gehen Sie heute Abend noch nach Inghanga. Lesen Sie morgen dort die hl. Messe und gehen Sie dann mit dem Viaticum zur Kranken.“ „Wenn es Ihnen recht ist“, antwortete ich, „nehme ich das Allerheiligste gleich mit und besuche die Kranke heute Abend noch.“

mels, hilf doch, daß ich zur rechten Zeit komme, damit Agatha nicht ohne Dich verseide“, so rief ich und schlug mein Pferd tüchtig in die Seite. Ein Sprung und seitwärts im Graben lag unser Gegner. Zwar erhob er sich schnell, doch wir hatten schon weit ausgeholt, sodaß er uns nicht mehr erreichen konnte. Vielleicht hatte ihn auch das Eisen meines Pferdes etwas vorsichtiger gemacht. Jetzt ging es wieder bergauf, einen engen, ganz schlechten Pfad entlang. Oben angelangt, war ich auch schon in der Hütte der Kranken. Mit einem „Gott sei Dank“ empfing mich die Sterbende. Ich kannte die Kranke, da ich sie erst kürzlich in Inghanga beim Gottesdienst gesehen hatte. Sie hatte sich dort beim Schmücken eines Hotels beim Königsfeste einen Dorn eingestoßen und war davon schwer er-



Heimarbeit in Mariatelgte.

„Um so besser,“ meinte nun Pater Superior, „ich wollte Sie nur schonen; gehen Sie also im Frieden.“ „Und mit Ihrem hl. Segen“, bat ich noch und rüstete mich zur Reise.

Schnell gab ich den Auftrag, das Pferd zu satteln, während ich selbst in die Kirche eilte, um das Allerheiligste zu holen. Flugs saß ich im Sattel und hinaus stürmte ich. Das Pferd schien es zu ahnen, daß es mit diesem Ritt Gile habe. Mit seiner Doppellast, dem Herrn des Himmels und seinem Erdenknecht galoppierte es dahin. Einmal stürzte es gar schrecklich; der Boden war an einer Stelle unterhöhlt, sodaß das Pferd durchbrach. Flink war alles wieder geordnet und voran ging es aufs neue — eine Sterbende harrierte ihres Heilandes und Erlösers. Bald waren wir auf der großen Straße. War das ein Lärm und Verkehr! Ich fürchtete fast. Doch weder durch das Motorgeräusch, noch durch das Rotogeräusch ließ sich das treue Pferd in seinem Laufe hindern. Da stürzte plötzlich von der Weide ein Pferd auf uns los. War das ein Wiehern und Schlagen! Jetzt standen die beiden Gegner hoch aufgerichtet einander gegenüber. „O Herr des Him-

krankt. Ihre Eltern wollten sie heimholen. Aber sie wollte nicht, indem sie sagte: „Ich bleibe hier, wo ich so nahe bei der Kirche, bei einem Priester bin“. Jetzt hatte sie auch noch die Lungenentzündung ergriffen. Sie bat mich dringend, ich möchte sie zum Sterben vorbereiten. Das tat ich denn auch. Ich hörte sie Beichte, spendete ihr den Leib des Herrn und salbte sie zur Reise in die Ewigkeit. Ruhig betend verfolgte sie alle meine Handlungen und Gebete. Als ich fertig war, war sie sehr erschöpft. Ich ordnete dann noch ihre Kopf-lage und ging hinaus. Die Kranke warf mir noch einen stummen Blick des Dankes nach.

Finster war es, dunkelschwarze Nacht. Hoch oben auf dem Berge über der Felswand steht unsere Kapelle mit einem Zimmer für den Priester. Dort wollte ich übernachten. Allein der Aufstieg über diese Steinplatten und dieses Felsgeröll war mir zu schwierig, noch dazu mit dem Pferd. Ich ersuchte darum das Kraalhaupt, mir ein Nachtquartier zu geben. Nachmals betete ich mit der Kranken und entfernte mich dann mit dem strikten Auftrag, Eugenie, die Schwester

der Kranken, solle mich jogleich rufen, wenn es mit der Kranken schlechter gehe.

„Wo kann ich schlafen?“ frug ich dann. Man führte mich in die mittlere, schöne Hütte. Hier hatte sich inzwischen das ganze Kraalvolk eingefunden. Natürlich mußte ich trotz meiner Müdigkeit der Neugierde der Leute Rechnung tragen. Nach einer halben Stunde aber jogte ich den ganzen Haufen hinaus nur der Pik infani (Eigensinn), ein junger Bursche, durfte als Ehrenwache bei mir bleiben. Schnell wurde noch ein Loch, das mir beim Reiten durch den wilden Busch ein Baumast in den Rock gerissen hatte, notdürftig ausgebessert, ein Nachtgebet verrichtet und dann legte ich mich nieder auf Gottes Erde zur wohlverdienten Ruhe. Doch nein, ein ganzer Trupp von blutgierigen, winzigen kleinen Kraalbewohnern stürzte auf mich ein und quälte mich die ganze Nacht.

Gegen 4 Uhr morgens pochte es an der Türe. „Eugenie, bist Du es?“ „Ja, Baba, Agathe ist gerade jetzt verschieden. Verzeih mir, Baba, ich bemerkte nichts, sie drehte sich auf die andere Seite, ein leiser Seufzer und es war vorüber. Ein Tränenstrom beschleß die Rede. Vorüber war es nun auch mit meinem Schlaf. Schnell eilte ich zur Toten und betete: „Proficiscere anima christiana, Reize hin, christliche Seele, zu Deinem Gotte, zieh, von Engeln hören hingeleitet, ins Land der Ruhe, des Friedens und ewigen Glückes.“ Ich sprach noch einige Worte an die heidnischen Eltern, Geschwister und Verwandten und mahnte sie, auch sich selbst zu rüsten für die große Reise in die Ewigkeit. Dann nahm ich den Weg zur Kapelle. Dort las ich die heilige Messe für die Verstorbene. Agatha ehrte die Priester und darum sandte ihr Gott noch einen solchen zur rechten Zeit, damit er sie vorbereite zum Heimgang ins bessere Leben.

Einige Tage waren nun vergangen. Ich arbeitete zuhause an einer Predigt. Soeben kommen die Kinder aus der Schule zum Weichtunterricht. Da meldete Vater Superior eilig: „Johannes M. liegt am Sterben. Beeilen Sie sich!“ Ich weiß nicht, wie das kommt.“ Das schnellste Pferd ist rasch gesattelt, ich reite, was ich kann, in kurzer Zeit bin ich am Ziele, aber bei einem — Toten. Da liegt er kalt, mit finsternem Blick, kein Kleid an seinem Leibe, bei seinem Düngerhaufen. Die Ruhr hatte ihn so plötzlich hinweggerafft. Um 1 Uhr war er schon gestorben, um 2 Uhr kam ein Bote, mich zu holen. So nah dem Priester, mußte er doch ohne ihn verschieden. Wahrheit bleibt es: „Wer den Gesalbten des Herrn verschmäht, den verschmäht auch Gott.“ Die Frau des Unglücklichen ist jetzt im Frauenajhl auf der Missionsstation.

Abreise der ersten Brüder in die Mission; Profes, Einkleidung.

War das ein geschäftiges Hin- und Herreisen in den sonst so stillen Gängen von St. Paul. Ja, der hl. Josef, der stets väterlich besorgte Schutzpatron unserer Genossenschaft, hatte uns in seiner Festoktav eine besondere Freude vorbehalten. Das Gehen und Bangen der drei für unser fernes Missionsfeld bestimmten Brüder hatte ein Ende. Am Freitag, den 15. April, brachte ein Telegramm die Gewißheit, daß die Pässe in Ordnung seien und der Einschiffung am 18. nichts entgegenstände. Wären die Namen der Auserwählten der Klostersgemeinde noch nicht bekannt gewesen, ihre glückstrahlenden Mienen hätten sie verraten. Es wa-

ren die ehrw. Brüder Aquilin Rümeth aus Schwemelsbad, Unterfranken, Mauritius Bürgler aus Illgau-Schweiz, Cletus Heer aus Horn bei Luzern, Schweiz. Die Koffer wurden gepackt, die letzten Vorkehrungen getroffen.

Aber auch der im Sturm gebildete „Festauschluß“ blieb nicht müßig. Galt es doch den scheidenden Mitbrüdern zuliebe eine kleine Abschiedsfeier zu veranstalten. Solch freudiges Ereignis mußte mit Sang und Klang begangen werden. Allerdings konnte sich nur alles im bescheidenen Rahmen bewegen, da die Vorbereitungszeit knapp bemessen und deswegen die Darbietungen meist improvisiert waren.

So brach denn der Sonntagmorgen des 17. April an. Die auf diesen Tag verlegte äußere Feier des Schutzfestes unseres Kirchenpatrons wurde würdig begangen durch eine feierliche Hochmesse mit Assistenzen. Doch denkwürdig wird uns der Jubiläumstag unseres lieben Schutzheiligen stets bleiben durch die Abschiedsfeier zu Ehren unserer ersten nach dem Krieg in die Mission abreisenden Mitbrüder.

Der große Kapitelsaal war für die bescheidene Feier aussersehen. Natürlich mußte ihm ein schlichtes Festgewand angelegt werden. Auch der junge Frühling wurde zur Hebung der Feststimmung herangezogen. Partes Grün zierte die Ehrensitze der Scheidenden. Aus rotem Hintergrund schaute das ebenfalls mit frischem Grün umrankte Bild der Himmelskönigin auf die hoffnungsvollen Erstlinge unserer jungen Pflanzschule. Die weiße Rückwand hinter dem Sitz des hochw. P. Provinzials war mit einem langen, dunkelroten Vorhang überkleidet, von dem sich das große, ergreifende Kreuzbild wirkungsvoll abhob. Schaute auch aus allen Ecken und Enden klösterliche Einfachheit und Armut, so gewann doch das Ganze einen feierlichen, freudigen Anstrich.

Schlag 5 Uhr versammelte sich der ganze Konvent im Festsaal. Ein wohlgelungener Sologesang: „des Königs Gebet“ aus Rich. Wagners „Lohengrin“ leitete die Feier ein. Dann verließ ein Frater dem Festgedanken bereiten Ausdruck in einer Reihe flott hingeworfener Verse. Den geehrten Lesern alle Strophen hier mitzuteilen würde zu weit führen. Glückwünsche an die Scheidenden, innige Sehnsucht nach dem fernem, arbeitsreichen Missionsfelde waren der Inhalt der ersten Strophen. Dann bedauerte der junge Poet, daß der ungelige Krieg so manche frohe Hoffnung zerstört. Doch es sollten wieder bessere Zeiten kommen:

„Da im Hause schwoh das Leben,
Tote Geister kehrten doppelt stark zurück.
In der Werkstatt schafft der Meister,
Formt der Künstler mit Geschick.“

Am Schluß klingen des Sängers begeisterte Worte in folgenden Strophen aus:

„Grüß mir die fernen Lande,
Die Berge all, die grauen,
Grüß mir die schwarzen Stämme,
Die Natals Sonne schauen!
Grüß mir die alten, müden Väter,
Die schon jahrelang sich müß'n,
Daß auf hartem, stein'gen Boden
Gottesblumen mögen blüß'n!
Sagt, viele Brüder sind bereit,
Die gerne ihre Kräfte setzen ein,
Um armen, irreführten Seelen,
Lehrer, Hirten, Priester einst zu sein.
Grüß mir das liebe Mutterhaus,
Und wenn der Herr es will,
So darf auch ich in Bälde schau'n
Das teure Mariannhill!“